



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

La Fontaine und das Glück

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

fuchung über die Viskosität der Elektrizität widmen muß oder dem Partizipialinfinitiv und ähnlichen Stecknadelpunkten der Konzentration. Dafür mag ein abgeschlossenes Leben nötig sein. Aber wir wollen in unsern Universitäten freien Spielraum haben für Lehrer, die in der Welt gewesen sind, das Leben von mehreren Seiten gesehen und durch Arbeiten verschiedenster Art gelernt haben, wie andre Menschen leben, sich abmühen, und was sie brauchen. Laßt unsre Universitäten ihrer ursprünglichen Funktion treu bleiben, vorbereitende Anstalten zu sein. Wir wollen nicht jährlich so und so viel vollendete Gelehrte aussenden, wir brauchen Lernende, die für die Eventualitäten des Lebens ausgerüstet sind. Was unsre Studenten in den Universitäten lernen sollen, ist: die Fähigkeit zu denken und die Einheit alles Wissens zu verstehn, Ehrfurcht vor der Wahrheit, Liebe zum Schönen, Sympathie mit den Millionen, die aufwärts zu streben versuchen.“

Ich bin etwas näher auf diese Debatte eingegangen, weil ich zeigen wollte, wie im amerikanischen Erziehungssystem das Persönliche hervorgehoben wird. Für den stillen, abgeschlossen lebenden deutschen Gelehrten ist in diesem Lande in der Tat wenig Raum. Oft habe ich hier in Syracuse beobachtet, mit welcher Begeisterung unsre Studenten an den Lehrern hingen, die ihnen imponierten, was natürlich häufig zur Kritiklosigkeit führte.

Einen großen Wissensschatz nimmt der Student nicht von hier ins Leben, wohl aber gesunde Ansichten, frei von jeder Blasiertheit, ferner Achtung für Sittlichkeit und für Religion. Übermenschlichen werden hier nicht herangezogen, denn für die Treibhausluft der Überkultur zeigt man wenig Empfänglichkeit. Da sich die Universität Syracuse schon jetzt über den Durchschnitt erhebt, scheint die Zeit nicht fern, wo auch in wissenschaftlicher Beziehung bessere Resultate erreicht werden. Die günstige Lage der Stadt, im Zentrum des Staats New-York, wird mehr und mehr zu ihrem Wachstum beitragen. Schon jetzt sind die Augen der Amerikaner auf diese junge, lebenskräftige Bildungsstätte gerichtet, und vielleicht kommt die Zeit, wo man auch drüben in der Alten Welt bei dem Klange des Wortes Syrakus nicht allein an die historische Stätte im sonnigen Süden denkt, sondern auch an die blühende Industriestadt mit ihrer Alma Mater im fernen Westen, dem Lande des Kolumbus.

Syracuse University

Walther Otto



La Fontaine und das Glück



Glück als Vokabel und Begriff ist eine der Proteusgestalten, an denen unsre deutsche Sprache besonders reich ist. Das, was der Sprechende oder Schreibende meint, wenn er vom Glück redet, hat im raschesten Wechsel bald die eine, bald die andre Bedeutung, und es bleibt, während andre Sprachen für jeden solchen besondern Begriff ein eignes Wort haben, dem deutschen Hörer und Leser überlassen, sich je nach dem Zusammenhange der Rede die Bedeutung heraus-

zusehen, die gemeint war. Wir Deutschen tun das ebenso willig und unverdrossen wie, in der Regel, mit einer Feinfühligkeit, die so allgemein ist, daß sich niemand etwas besonders auf sie zugute tut. Kaum ist uns das Glück, das doch sächlichen Geschlechts ist, als eine launenhafte, am liebsten auf einer schillernden Seifenblase reisende Göttin gezeigt worden, erfahren wir im nächsten Augenblick, daß wir es bannen, ergreifen, dauernd genießen, verdienen, verschmerzen und — was das ärgste ist — einem Nebenmenschen verdanken können: die schöne, spärlich gekleidete Göttin, deren Altäre von den Lotteriekollekteuren dauernd bekränzt werden, hat im Handumdrehen einem abstrakten Begriffe Platz gemacht, die in allen Farben des Regenbogens schillernde Seifenblase ist verschwunden, und wo eben noch Unberechenbares den Ausschlag gab, pontifizieren Beharrlichkeit, Dünnohrigkeit und Pflichteifer. Eben ist uns gesagt worden, das Glück breche wie Glas, und gleich darauf wird uns versichert, es lasse sich schmieden; ja auch wir, die wir der strammfäustigsten aller Professionen fern stehn, könnten das erproben, denn jeder sei seines Glückes Schmied. Welches Glück im einzelnen Falle gemeint ist, ob das zerbrechliche, der zerplatzenden Seifenblase verwandte oder das solide, metallne, dem Feuer und dem Amboß standhaltende, sagt uns niemand als unser kleiner Finger, wenn wir den zu fragen verstehn, und wenn er uns nicht gar zu orakelhaft zu antworten geruht. Da das Glück beim Glücksspiel, beim Glücksrad, beim Glückstopf nach dem, was uns der Dichter, der Philosoph und die Waschfrau versichern, dem ersten besten Schläfer in den Schoß fällt, so hätten wir es nach dem übereinstimmenden Zeugnisse dieser untrüglichen Stimmen mit einer im einzelnen Falle durch einen beliebigen Windstoß zugewehten Gabe des Zufalls zu tun, und doch jagt der Glücksritter dem Glücke auf gespenstischem Rosse über unbeachtet gelassene Abgründe nach, und bisweilen — nicht allzuoft — erfaßt er wirklich beim Kragen. Soll man dem Dichter, dem Philosophen, der aus dem Kaffeesatz weissagenden Sibylle glauben und das große Los schlafend erwarten, oder soll man sich, in Ermanglung eines flüchtigen Kenners, auf den ermatteten Pegasus setzen und über dyspeptische Kritik und Ladenhütermüde Verleger hinweg an dem halbsbrecherischen Rennen um Notorietät teilnehmen? Flüchtig und unstet soll das Glück sein, und doch wird uns die Lehre gegeben: Lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer nah. Wir werden nicht müde, Bekannten und Freunden mit Worten, Briefen und Karten zu allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten Glück zu wünschen und wissen doch recht gut, daß unsre bestgemeinten Wünsche nicht einmal die Konsistenz einer Seifenblase haben, daß sie von dem Glück, das sie zu bringen vermeinen oder vorgeben, nicht die äußersten Flügelspitzen zu erfassen vermögen, und daß sie im besten Falle nur farb- und geruchlose Eintagsblüten unsers Wohlwollens sind.

Was uns als Glück bezeichnet wird, und was uns den wohlthuenden Eindruck des Wünschenswerten, zu Erstrebenden macht, ist, wenn ihm keine Deutung gegeben wird, ein Chaos von Begriffen, worin wir uns nur dank unserm guten Willen und auch nur ungefähr zurechtfinden. Unsre Nachbarn die Franzosen und unsre Vettern die Engländer nehmen doch etwas mehr Anlauf zu Unterscheidungen, obwohl auch bei ihnen der Sprachgebrauch mehrfach

nicht Zusammengehöriges in ein und denselben Topf wirft. La Fortune ist dem Franzosen die geflügelte Glücksgöttin, le bonheur das Glück, das man, wenn man dazu geschaffen ist, erringen und festhalten kann, la chance, la bonne chance der gefällige Zufall, den wir meinen, wenn wir sagen: Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Auch der Engländer unterscheidet neben der Göttin Fortuna happiness und luck. Was alle drei Bedeutungen gemein haben, und was uns Deutsche veranlaßt hat, sie zusammenzuwerfen, ist das gemeinsame Kennzeichen, daß es sich bei der Glücksgöttin wie bei dem Glücksbewußtsein des Einzelnen und dem Gewinn und Erfolg bringenden Zufall um etwas Unberechenbares handelt, denn auch darüber, wie es der Mensch anzufangen hat, um, abgesehen von Zufälligkeiten, ein möglichst sorgenfreies und zufriednes Los zu erringen, gibt es keine allgemein giltige Regel. Die Regel ist vielmehr die, daß sich die Menschen über das, was für sie das wahre Glück sein würde, meist erst klar werden, wenn es zu spät ist. Daß man Erfolg und Gewinn bringenden Zufall, für den sich der Student der nicht schriftgemäßen Ausdrücke Dorkel und Schwein bedient, der Glücksgöttin zuweist und ihn als deren freie, nur von deren Laune abhängige Gabe ansieht, ist ja begreiflich, aber wie man der blinden und unbeständigen Göttin die Verantwortung für das zusprechen könnte, was Goethe meint, wenn er sagt: Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte, fänd ich hier und fänd ich dort mein Glück, will einem doch nicht recht einleuchten.

Von welchem Glück soll nun hier im Zusammenhange mit La Fontaines Lebensweisheit die Rede sein, von der geflügelten Göttin, von dem einzelne Erfolge herbeiführenden Zufall oder von dem allgemeinen glücklichen Zustande, der bisweilen auch als Zufriedenheit bezeichnet wird? Von allen dreien, da die Anschauungen des Dichters über alle drei Punkte individuell und charakteristisch sind, und es in seinen Werken an geflügelten Worten über jede der drei Erscheinungsformen des Glücks nicht fehlt.

Es war ihm ein großer Schatz lebenswürdiger und gesunder Lebensweisheit gegeben, und obwohl er sich des Unterschieds der drei Begriffe, die wir Deutschen unbedenklich unter ein und derselben Bezeichnung zusammenfassen, recht wohl bewußt war, schreibt er in seinen Dichtungen — ob er es auch im Leben tat, mag dahingestellt bleiben — als echter Romane und als begeisterter Anhänger römischer und griechischer Klassizität der geflügelten Göttin nicht bloß die zufälligen Erfolge, namentlich also die nur durch ihre Laune veranlaßte Austeilung von Reichtum und Ansehen, sondern auch die Macht zu, den Menschen mit seinem Lose zufrieden, wie wir über Bausch und Bogen sagen, glücklich zu machen. Das, was er darüber sagt, ist ja freilich nur ein freundliches Spiel der dichterischen Einbildungskraft, und mit gläubiger Verehrung wird sich schwerlich einer unsrer Zeitgenossen an die auch heutzutage noch heiß umworbene Göttin wenden, aber in einer Zeit, wie der gegenwärtigen, wo so viele aus dem Geleise kommen, weil sie über dem Drange, durch ruheloses Schaffen und Leisten ihr Glück zu machen, die Hauptsache, die Pflege und die Erziehung ihres inwendigen Menschen, aus dem Auge verlieren, ist vielleicht ein Rückblick auf die La Fontainische Lebensweisheit, die in dem Satze gipfelt:

Apprendre à se connaître est le premier des soins
 Qu'impose à tout mortel la Majesté Suprême,

und mit der sich liebenswürdige dichterische Fiktion zu einem entzückenden Gesamtbilde vereinigt, um so mehr am Platze, je lauter und je selbstbewußter heute überall die Losung derer erklingt, die von Selbsteinkehr und Maßhalten nichts wissen wollen und — sonderbares Geschlecht — in dem von ihnen konstruierten Übermenschen das Ideal menschlicher Vollkommenheit gefunden zu haben glauben.

Das Ideal eines Menschen war ja der, den seine Zeitgenossen kurzweg als le bonhomme bezeichneten, nicht: man könnte ihn eher, wenn man beim Worte Strick nicht gleich ans Hängen denken will, als eines der liebenswürdigsten, anspruchlosesten und begabtesten Exemplare dieser vom Pharisäer meist unterschätzten Kategorie ansehen, wie er ja auch in einem Verse, der sich wie ein Epitaph liest, von sich bescheidenweise nur sagt:

Quand le moment viendra d'aller trouver les morts,
 J'aurai vécu sans soins et mourrai sans remords.

Seine Gattin, die noch lange keine Kanthippe war, und der er eigentlich nur Mangel an umgänglichem Wesen vorwerfen konnte, hatte er in Château-Thierry im Stich gelassen. Ob die bekannte Geschichte wahr ist, daß er, um sich mit ihr zu versöhnen, nach Château-Thierry gefahren und von da, nach einem mehrtägigen Aufenthalt bei Bekannten, nach Paris zurückgekehrt war, ohne sie gesprochen zu haben, weil sie, als er nach ihr gefragt hatte, zum Abendgottesdienst — salut — gegangen war, mag dahingestellt bleiben. Auch als guter Wirt und Vater war er ja bekanntlich nicht berühmt, denn er hatte, wie er selbst zugibt, mangé son fonds avec son revenu, und als er die Bekanntschaft seines erwachsenen Sohnes am dritten Orte machte, war er mit der Wärme seiner Empfindungen nicht über die Befriedigung darüber hinaus gekommen, daß dieser ein netter Mensch zu sein scheine. Aber abgesehen von diesen Sonderbarkeiten und von der Unfähigkeit, sich mit den prosaischen Anforderungen des täglichen Lebens ohne fremden Beistand abzufinden, war er durchaus ein genügsamer, wohlwollender, mit seinem Lose zufriedener und deshalb trotz den sehr bescheidenen Verhältnissen, in denen er lebte, glücklicher Mensch, und die Schärfe seiner Beobachtungsgabe, die einen Kenner wie Molière in Erstaunen setzte, hatte, was seine Lebensanschauung anlangte, nur den einen Erfolg, ihn für die menschlichen Schwächen und Irrtümer, die er so deutlich sah und so prächtig zu schildern verstand, doppelt nachsichtig zu machen. Nie ist ein Satiriker von Charakter liebenswürdiger, in der Form feiner und anmutiger gewesen, nie ist der menschlichen Gesellschaft der Text mit größerer Offenheit und doch mit schonenderer Rücksicht gelesen worden. Daß ein so gemäßigter, anspruchsloser, vorurteilsfreier Mann mit dem Glücke weder in der einen noch in der andern Gestalt hadern konnte, liegt ja auf der Hand, aber seine Anschauungen und Wünsche sind, was die Göttin Fortuna und deren Gaben betrifft, so persönlich und dem modernen Übermenschentum so durchaus widersprechend, daß man in eine neue Welt zu treten glaubt und sich fragt,

ob die angebliche Weisheit unsrer Lage, die den Schöpfer der Härte und Grausamkeit anklagt, nicht am Ende doch nichts andres ist als eine zur Modesache gewordne Unart.

La Fontaine war wie seine Freunde, unter denen Molière, Racine und Boileau die der Nachwelt bekanntesten sind, zu sehr mit der Milch klassischer Bildung aufgezogen, als daß ihm Erfolg und Zufriedenheit nicht als Gaben derselben geflügelten Göttin hätten erscheinen müssen, der Rom und Hellas Tempel zu errichten und Opfer darzubringen gewetteifert hatten. Nur daß sich bei ihm die Vorstellungsweise unter dem Einflusse der die heidnischen Göttergestalten in abstrakte Begriffe und Symbole verwandelnden Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts etwas verwässert, oder wie die Naturalisten meinen, geklärt und geläutert hatte. Und während den Griechen und Römern ihre Anschauungsweise erlaubte, ihrer Verehrung in der naivsten Form und ohne jeden Schleier das Prinzip der nach der Speckseite gefeuerten Wurst zugrunde zu legen, so ist Fortuna bei La Fontaine zwar noch immer ein persönliches Wesen, das spricht und handelt, aber mit Weihrauch, saftigen Braten und honigsüßen Trankopfern war ihr seiner Meinung nach nicht beizukommen. Sie teilt vielmehr ihre Gunstbezeugungen recht wie ein Weib aus, und das beste Mittel, sie anzulocken, ist ihr den Rücken zu kehren:

Ne cherchez point cette déesse,
Elle vous cherchera: son sexe en use ainsi.

Besonders bezeichnend für die Vorstellung, die sich der Dichter von der weiblichen Launenhaftigkeit der Göttin macht, ist die zwölfte Fabel des siebenten Buchs, in der ihr von zwei Freunden der eine am Hofe, in Ostindien, in der Mongolei und in Japan nachjagt und sie, unverrichteter Sache nach vielen Fahrnissen heimkehrend, an der Schwelle des zurückgebliebenen Andern sitzend und dessen Schlummer bewachend antrifft:

Désormais je ne bouge, et ferai cent fois mieux.
En raisonnant de cette sorte,
Et contre la Fortune ayant pris ce conseil,
Il la trouve assise à la porte
De son ami plongé dans un profond sommeil.

Aber auch diese Anschauung ist bei La Fontaine nicht zum System geworden, denn in der Fabel vom Schüler, der sich auf einer Brunneneinfassung schlafen gelegt hat, nimmt er die Göttin ausdrücklich gegen die Meinung derer in Schutz, die sie unbesehen für alles, was geschieht, verantwortlich machen wollen:

Un honnête homme

sagt La Fontaine, der merkwürdigerweise wiederholt über Kinder und Schüler die Schale seines ziemlich lammerherzigen Borns ausschüttet,

Un honnête homme, en pareil cas,
Aurait fait un saut de vingt brasses,

also einen Sturz 32 Meter tief.

Près de là tout heureusement
 La Fortune passa, l'éveilla doucement,
 Lui disant: Mon mignon, je vous sauve la vie;
 Soyez une autre fois plus sage, je vous prie.
 Si vous fussiez tombé, l'on s'en fût pris à moi;
 Cependant c'était votre faute.
 Je vous demande, en bonne foi,
 Si cette imprudence si haute
 Provient de mon caprice.

Man wird die überaus wohlwollende und mütterliche Form der Ermahnung um so mehr gewahr, wenn man damit die Worte vergleicht, mit denen Rénier in der vierzehnten Satire das Glück denselben unvorsichtigen Jungen anreden läßt:

Sus, badin, levez vous; si vous tombez dedans,
 De douleur vos parents, comme vous imprudents,
 Croyant en leur esprit que de tout je dispose,
 Diraient, en me blâmant, que j'en serais la cause.

Am Schluß der vierzehnten Fabel des siebenten Buchs, die von der Undankbarkeit und der Ungerechtigkeit der Menschen gegen die Glücksgöttin handelt, und in der sich ein Kaufmann das Verdienst seiner Erfolge zuschreibt, nach deren Umschlag aber dem Glück den widrigen Ausgang seiner weitem Unternehmen zur Last legt, faßt La Fontaine die von ihm in diesem Punkte gemachten Beobachtungen dahin zusammen, daß er sagt:

Le bien nous le faisons; le mal c'est la Fortune:
 On a toujours raison, le Destin toujours tort.

Wenn diese Schwankungen in dem Bilde, das wir uns nach dem Wunsche des Dichters von dem Wesen und den Gepflogenheiten der Glücksgöttin machen sollen, recht der Unberechenbarkeit des Gegenstands und der systemfeindlichen Anschauungsweise des Dichters entsprechen, und wenn er es uns überläßt, uns das, was man — um hierbei die Vorsehung ganz aus dem Spiele zu lassen — Zufall nennt, entweder durch die Launen des Glücks oder durch unser eignes Verschulden zu erklären, so ist er auf der andern Seite da, wo es sich um die Schilderung wahren Glücks, wahrer Zufriedenheit handelt, um so klarer und bestimmter. Das, was er hierüber an verschiednen Stellen ausführt, gehört zu dem Einfachsten, Natürlichsten und Verständigsten, was über diesen Gegenstand von Moralphilosophen gesagt worden ist. Von der Überspanntheit des Romantikers und dem Stolze des Übermenschen ist bei dem Verfasser der Erzählungen und Fabeln nichts zu bemerken: das Glück, das er sich und uns wünscht, beruht auf bescheidenem Maßhalten, auf weiser Vorsicht, auf anspruchsloser Beschaulichkeit, auf dem Genuße der Schönheiten der Natur und des Landlebens, auf leichter, nicht überhasteter Tätigkeit und vor allem auf Zurückgezogenheit, Ruhe und vielem, sehr vielem Schlaf. Wenn man das, was er über den Schlaf, le vrai dormir, und das Nichtstun gesagt hat, ernst nehmen wollte, müßte man ihn sogar für einen Erzfaulenzler und für ein halbes Murrelthier halten. Denn er feiert nicht bloß den Schlaf, wenn er ihm zuruft:

Tu sais que j'ai toujours honoré tes autels;
 Je t'offre plus d'encens que pas un des mortels,

er begeistert sich auch da, wo er von den Genüssen der papimantischen Lebensweise spricht, für das Nichtstun als solches, denn er sagt:

Ah, par Saint Jean, si Dieu me prête vie,
Je le verrai, ce pays où l'on dort.
On y fait plus: on n'y fait nulle chose;
C'est un emploi que je recherche encor.

Nun läßt freilich die geradezu einzige Vollendung der von ihm hervorgebrachten, hauptsächlich durch den Zauber der Form ausgezeichneten Kunstwerke einigen Zweifel darüber aufkommen, ob es mit dem Nichtstun als Beruf rechter Ernst bei ihm war, denn wie konnte diese Vollendung anders als durch Arbeit erreicht werden? Aber die schon erwähnte Schilderung des Glücks, das behaglich an der Tür des Schlummernden sitzt, während ihm der unternehmendere der beiden Freunde vergeblich über Land und Meer nachjagt, entspricht zu sehr der sonstigen Anschauungsweise des Fabeldichters, als daß man sie nur als poetische Schrunke ohne wirkliche Tendenz ansehen könnte. Der Dichter hielt wirklich vom Schlafen und vom Sichnichtenandenladenlegen ebensoviel wie Rabelais, und es ist mit Recht gesagt worden, daß der erstaunliche Reiz seiner Darstellungsweise, der in der gesamten Literatur an Feinheit des Details, an raschem Wechsel der Empfindung, an anmutiger Verknüpfung des Kleinsten mit dem Größten kein Seitenstück findet, neben dem angeborenen Talent auf dem Umstande beruht, daß La Fontaine sich nicht zur Arbeit antrieb, sondern es der Muse überließ, ob sie schweigen oder singen wollte.

Ne forçons point notre talent:
Nous ne ferions rien avec grâce:

bemerkt er sehr richtig, und auch das gelegentliche Sichgehenlassen, das im Gegensatz zu dem immer erzkorrekten Boileau so angenehm berührt, mag, obgleich man nie die Absicht sieht, bei La Fontaine nicht immer ganz ungewollt sein.

La négligence, à mon gré, si requise,

die ihm bei Frauen gefiel, mag ihm auch in der leichten Dichtung, zu der ihn seine Begabung besonders befähigte, als gelegentlicher Vorzug erschienen sein, und die Kunst, spielend zu gefallen — *l'art de plaire et de n'y penser pas* —, kann sicherlich nur da gedeihen, wo die literarische Produktion nicht zur Tagelöhnerlei und zum Gelderwerb wird.

Zu dem Glück aber, wie es sich La Fontaine wünschte, und wie er es genossen hat, zurückzukehren, so entsprach das Bild, das er sich von einer glücklichen Existenz machte, wenn er es auch nicht in jeder Weise verwirklichen konnte, dem, was Virgil und Horaz von den Reizen des Landlebens und der Mittelmäßigkeit gesungen haben. Solche idyllische Wünsche und Pläne darf man freilich ebensowenig aus dem Munde der Dichter der Augusteischen Zeit wie aus dem der Zeitgenossen Ludwigs des Vierzehnten gar zu wörtlich nehmen. Der sie umgebende Überfluß, dem sie sich vorkommendenfalls nicht versagten, und das allseitige Buhlen um Fürstengunst, die auch sie nicht immer verachteten, erschienen ihnen in dem Maße, wie sie alle Verhältnisse beherrschten, unerträglich: *ne quid nimis* — *rien de trop*, wie La Fontaine nicht oft und nicht eindringlich genug warnen zu können glaubt — war auch in bezug auf Genußsucht, Ehrgeiz und

Strebertum ihr Grundsatz, und die goldne Mittelmäßigkeit, die Freiheit des in seinen Ansichten und Handlungen unabhängigen Mannes wußten sie durch die reizendsten Schilderungen der Freuden des Landlebens, der mit ihrem Lose zufrieden, nach keiner fremden Pfeife zu tanzen gezwungenen Bescheidenheit auch verwöhnten Gaumen annehmbar zu machen, aber als Einsiedler und Stoiker haben sie deshalb doch nicht gelebt, und was La Fontaine anlangte, so hat er weder epikureisches Genießen noch das Tanzen nach fremder Pfeife verschmäht. Man nimmt an, daß er sich in seinem Romane Psyche unter den Zügen des Polyphilus hat schildern wollen, von dem er sagt, daß er Gärten, schattige Plätze und Berge liebte et qu'il réunissait toutes les passions douces qui remplissent le cœur d'une certaine tendresse. Es ist bekannt, wie großen Raum diese „anmutigen Gefühle“ und diese „gewisse Zärtlichkeit“ in seinem Leben eingenommen haben: mit Ausnahme seiner Frau, die das unverzeihliche Unrecht hatte, seine Gattin zu sein, liebte er bei der Erde weg alle weiblichen Wesen, soweit sie jung und hübsch waren, von der Herzogin abwärts bis zum Nähstrumpf, den er als einen wahren Schatz bezeichnet und mit den Worten rühmt:

On lui dit ce qu'on veut, bien souvent rien du tout.

Obwohl er bei Hof kein großes Ansehen genoß, weil er sich nicht der Gunst des auch im Punkte des literarischen Geschmacks absolut herrschenden und souveränen Einfluß ausübenden Sonnenkönigs erfreute, hat er doch sein Lebtag mehr infolge seiner gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit als durch besondere Vorzüge der Herkunft unterstützt in den ersten und exklusivsten Gesellschaftskreisen verkehrt, und als Frau von Sablière, die über zwanzig Jahre wie eine Art Vorsehung für alle seine Bedürfnisse gesorgt hatte, und in deren Haus er wohnte, ohne daß jedoch das Band der Verehrung, das ihn an diese geistreiche und liebenswürdige Frau knüpfte, je zärtlichen Gefühlen Platz gemacht hätte, gestorben war, fand sich ein Ehepaar, die Hervarts, das sich des bejahrten Waisenkindes annahm, und noch in den letzten Jahren sorgte eine Dame, die auch nach seinem Tode seine nachgelassenen Schriften herausgeben ließ, für seine Weine und Bouquards. Die gerühmte bescheidne Einfachheit stand also mehr auf dem Papier, als daß sie tatsächlich die Lebensverhältnisse des von der Natur zum Epikuräer geschaffnen Mannes beeinflusst hätte, und so schön sich in seinem Munde das Lob der Freiheit und der Unabhängigkeit ausnimmt, so wenig hatte er auch in diesem Punkte gegen annehmbare Ausnahmen etwas einzuwenden. Derselbe Mann, der im „Traume eines Mongolen“ persönlich in die Fabel eingreift, um begeistert auszurufen:

Si j'osais ajouter au mot de l'interprète,
 J'inspirerais ici l'amour de la retraite:
 Elle offre à ses amants des biens sans embarras,
 Biens purs, présents du ciel qui naissent sous le pas.
 Solitude, où je trouve une douceur secrète,
 Lieux que j'aimai toujours, ne pourrai-je jamais
 Loin du monde et du bruit, goûter l'ombre et le frais!
 Oh! qui m'arrêtera sous vos sombres asiles!
 Quand pourront les neuf sœurs, loin des cours et des villes,
 M'occuper tout entier . . .

war an den Höfen der Herzogin von Bouillon, einer Nichte Mazarins, und der Herzogin Henriette von Orléans, der Schwägerin des Königs, angestellt, bezog von dem später durch Colbert gestürzten Generalintendanten Fouquet einen schönen Jahresgehalt und wurde auch von dem Vater Ludwigs des Fünfzehnten, dem Herzog von Burgund, dem er durch Fénelon empfohlen worden war, vielfach unterstützt: mit der Weltflucht, die er im Prinzip verherrlichte, nahm er es nicht genauer als mit dem Widerwillen gegen Fürstengunst, vor der er mit den Worten warnt:

Défiez-vous des rois;
 Leur faveur est glissante: on s'y trompe; et le pire,
 C'est qu'il en coûte cher: de pareilles erreurs
 Ne produisent jamais que de d'illustres malheurs.

Auch die entsetzlichen Schmeicheleien, die er seinen Fabeln einverleibte, wenn er sie fürstlichen Personen widmete — les dieux voulant instruire un fils de Jupiter, die zweite Fabel des elften Buchs, die für den Herzog von Maine, einen von Ludwig dem Vierzehnten in doppeltem Ehebruch erzeugten Knaben, bestimmt war, ist in dieser Beziehung ein non plus ultra von platter Kriecherei —, kommen uns, die wir Gott sei Dank eine freiere Sprache zu führen gewöhnt sind, geradezu widerlich vor; aber man darf dabei nicht vergessen, daß überschwengliche Widmungen in blumenreichster Sprache zu damaliger Zeit sogar einem Molière wie nichts aus der Feder flossen, und daß sich keiner vor dem andern zu schämen brauchte, weil sie alle, wenn von Ludwig dem Vierzehnten oder dessen Sippe die Rede war, den Mund zum Erstickten voll nahmen und vor keinem Superlativ zurückbeben. Tatsächlich war La Fontaine im Vergleich zu den übrigen noch ein Mann von unabhängiger Denkart, und daß der König dies wußte und es in seiner grenzenlosen Selbstvergötterung mißbilligte, wird am schlagendsten durch die Schwierigkeiten bewiesen, die er dem Dichter bei Gelegenheit seiner Wahl zur Akademie in den Weg legte: wie bekannt ist, bestätigte er diese Wahl erst nach mehr als sechsmonatigem Zögern, und nachdem auch Boileau, der mehr nach seinem Geschmacke war, die gewünschte Aufnahme in diese lorbeerbekränzte Körperschaft erlangt hatte. Man will wissen, die Schlüpfrigkeit der La Fontainischen Erzählungen (contes) habe dem König mißfallen; das kann wohl sein, denn der König, der für seine Person im Punkte der Liebesabenteuer von keiner Moral etwas wußte und die elementarsten Grundsätze der Wohlstandigkeit täglich mit Füßen trat, glaubte das, was er sich auf der einen Seite in frevelndem Übermut zuschulden brachte, auf der andern durch scheinheiliges Wesen wieder gut machen zu können. Aber mehr als die Brüderie wird ihn verletzte Eitelkeit und beleidigter Stolz gegen La Fontaine eingenommen haben. Die Elegie an die Nymphen von Baug, vielleicht die einzige französische Dichtung dieser Art, die neben die Ovidischen gesetzt werden kann, soll der erste Grund seiner Unzufriedenheit gewesen sein: Fouquet, für den sich die Elegie bittend verwendet, war wirklich ein den Finanzen des Staats äußerst gefährlicher Marder, und Frankreich wird es Colbert immer zu danken haben, daß er diesen maßlosen Verschwender unschädlich gemacht hat; aber La Fontaines Absicht, als er für den Gefangnen eintrat, war edel, und ein weniger absoluter

Fürst würde das mit Freuden anerkannt haben. Bei Ludwig dem Vierzehnten freilich muß man das Wohlgefallen an der Feder Kraft, „die zu grünen sein nicht harrt,“ nicht suchen. Auch die vierte Fabel des zwölften Buchs, in der Ludwig, Louis le Grand, wie sich La Fontaine ausdrückt, mit einer der beiden Ziegen verglichen wird, die ins Wasser fallen, weil keine von beiden der andern auf einem schmalen Brückenstege Platz machen will, was den Dichter an die Zusammenkunft des französischen und des spanischen Königs auf der Fasaneninsel bei Fuentesrabia erinnert, würde kaum dazu beigetragen haben, ihn bei dem nur der unqualifizierten Schmeichelei zugänglichen Fürsten in Gunst zu setzen. Aber da sie, soweit die Nachrichten hierüber reichen, erst nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht worden ist — sie wird in den *Euvres posthumes* als *inédite* bezeichnet, was freilich nicht hindert, daß sie im Manuskript schon bei Lebzeiten des Dichters zirkuliert haben kann —, so kann man sie hier aus dem Spiele lassen. Die Unfähigkeit des Königs, sich für das Idyllische zu erwärmen, genügt als Erklärung dafür, daß ihn der Fabeldichter kalt ließ, und wenn man noch hinzunimmt, daß die Herzogin von Bouillon vollkommen in Ungnade gefallen war, als sie zu ihrer Schwester, der Herzogin von Mazarin, nach England übersiedelte, so kann es kaum wundernehmen, daß auch ihr Günstling, La Fontaine, beim Könige nicht besonders gut angeschrieben war.

Mit der besondern Art natürlicher Lebensweisheit, die sich La Fontaine aus dem Studium der Klassiker zu verschaffen gewußt hatte, obwohl er leider griechische Autoren nur in lateinischer Übersetzung lesen konnte, steht seine in den letzten Lebensjahren erfolgte Befehrung zu orthodoxer kirchlicher Gläubigkeit in sonderbarem Widerspruch, und die Gründe, die ihn bewogen haben können, eine Anschauungsweise, bei der er sich lange Jahre glücklich und zufrieden gefühlt, und die er sich durch reifliches Prüfen und Nachdenken selbst gebildet hatte, mit der Fürwahrhaltung eines Dogmas zu vertauschen, das uns als Ausfluß übernatürlicher Offenbarung überliefert ist, sind nie recht bekannt worden. Sehr groß und schwierig war ja der Schritt nicht von einer Philosophie, die auf der Annahme eines persönlichen, in seiner Weisheit alles zum besten wendenden Gottes beruhte, zu dem christlichen Mysterienglauben, der ebenfalls die Güte und die Weisheit der Vorsehung zur Voraussetzung hat; nur wie sich ein Mann wie La Fontaine in den Gedanken hat finden können, daß einer seiner Mitmenschen in Folge erhaltener Weihen imstande sein könne, ihm Vergebungen zu verschaffen, die er sich auf sonstige Weise nicht erwirken könne, bleibt einem unklar. Das beste ist, solche physiologische Rätsel auf sich beruhen zu lassen, da uns doch ohnehin niemals ein Einblick in die vulkanische Werkstatt, die wir als das menschliche Herz bezeichnen, gewährt wird. Kirchliche Obedienz und kirchlicher Brauch waren unter dem Zepter der Marquise von Maintenon nicht bloß allgemein, sondern geradezu Bedingung jedes höfischen Erfolgs geworden: ohne sich des Umstandes bewußt zu werden, daß er sich von einer Modeströmung treiben ließ, wird wohl La Fontaine, der für den vielbetretenen Mittelweg eine natürliche Vorliebe hatte, dem Beispiel und dem Einflusse der Umgebung gefolgt sein, und über die einseitige Auffassung, die ihn veranlaßte, ein fertiges Lustspiel zu verbrennen, weil es Sünde wäre, fürs Theater zu schreiben, tröstet uns auf der

einen Seite sein harmloses, dem Seelsorger gemachtes Anerbieten, den Erlös einer neuen Ausgabe der kaum für einen solchen Zweck recht geeigneten „Erzählungen“ den Armen zu widmen, und auf der andern Seite die von ihm ausgesprochne Überzeugung, Gott in seiner unendlichen Güte werde es so eingerichtet haben, daß die zum ewigen Feuertode Verdamnten mit der Zeit die Hitze gewöhnt werden und darin wie der Fisch im Wasser leben würden. *J'aime à croire que les damnés s'accoutumeront à leur état, et finiront par se trouver comme le poisson dans l'eau.*

In unsern Tagen, wo sich materialistischer Pessimismus so vieler Gemüter bemächtigt hat, wo alles auf einen angeblichen Kampf ums Dasein zurückgeführt wird, wo niemand mit seinem Lose zufrieden ist, und das Leben ohne lange Überlegung wie ein lästiger Bettelsack abgeschüttelt wird, wo uns von den Philosophen der neuesten Richtungen nicht Maßhalten und Bescheidenheit, sondern Sichausleben und stolzes Übermenschentum als zu erstrebende Ziele vorgehalten werden, wird das Herz wie durch einen Sonnenstrahl durch den Anblick eines Mannes erwärmt, der jedem Größenwahnsinn abhold ist, der sich mit größter Seelenruhe in eine Welteinrichtung findet, wie er sie in der siebenten Fabel des zehnten Buches beschreibt:

Jupin pour chaque état mit deux tables au monde:
L'adroit, le vigilant et le fort sont assis
A la première; et les petits
Mangent leur reste à la seconde,

der immer wieder darauf zurückkommt, daß die Dinge so am besten sind, wie sie Gott gemacht hat und einrichtet, und der sich so viel Lebensfreude erhalten hat, daß er das Leben an sich schon als ein Glück ansieht. Man fühlt, daß seine Anschauung die rechte und der Pessimismus eine durch Überschätzung der menschlichen Verstandeskräfte hervorgerufne Verirrung ist, eine Verirrung, an der die bösen Kräfte, ohne deren Vorhandensein wir den vor unsern Augen sich abspielenden und in unsern Herzen tobenden Kampf von Gut und Böse nicht erklären könnten, ihre besondere Freude haben, und die sie als ihre wirksamste Bundesgenossin ansehen müssen.

Stoiker war La Fontaine nicht. In der zwanzigsten Fabel des zwölften Buches, wo er von dem skythischen Philosophen erzählt, der, um es einem griechischen Gartenliebhaber nachzumachen, in seiner Heimat die Obstbäume aller ihrer Äste beraubt hatte, statt nur das Überflüssige zu entfernen, sagt er:

Ce Scythe exprime bien
Un indiscret stoïcien:
Celui-ci retranche de l'âme
Désirs et passions, le bon et le mauvais,
Jusqu'aux plus innocents souhaits.
Contre de telles gens, quant à moi, je réclame.
Ils ôtent de nos cœurs le principal ressort,
Ils font cesser de vivre avant que l'on soit mort.

Nein, er war Epikuräer in dem Sinne, daß er das Leben an sich als ein Glück ansah und sich bemühte, es nach Möglichkeit zu genießen; die stolze Verachtung des Lebens, wie sie uns mit so vielen schönen Redensarten von den

Stoikern gepriesen wird, war ihm fremd. Die Worte, die Seneca dem Mäcen über diesen Gegenstand in den Mund legt, waren ganz nach seinem Herzen. Am Schluß der Fabel, in der der Bettler den von ihm herbeigerufenen Tod sich wieder zu entfernen beschwört, ruft La Fontaine aus:

Mécénas fut un galant homme;
Il a dit quelque part: „Qu'on me rende impotent,
Cul-de-jatte, goutteux, manchot, pourvu qu'en somme
Je vive, c'est assez, je suis plus que content.“
Ne viens jamais, ô Mort! on t'en dit tout autant,

und als der Holzhauer den ebenfalls herbeigerufenen Tod ersucht hat, ihm beim Wiederaufladen seiner Holztracht behilfslich zu sein, bemerkt der Dichter:

Le trépas vient tout guérir;
Mais ne bougeons d'où nous sommes:
Plutôt souffrir que mourir,
C'est la devise des hommes.

Zu unserm Dichter kam der Tod, zwar ungerufen, aber nicht unerwartet, denn einen Monat vorher hatte er seinem alten Freunde, dem Domherrn Maucrois in Reims, geschrieben: „Dein bester Freund kann nur noch auf vierzehn Tage Lebens hoffen.“ Und so ist er dahingegangen, wie er in Philemon und Baucis von dem Weisen sagt:

Approche-t-il du but, quitte-t-il ce séjour,
Rien ne trouble sa fin, c'est le soir d'un beau jour.

Am Abend dieses schönen glücklichen Tages kam (am 13. April 1695) nicht der so leicht verschlechte träumebringende Freund, den er mit Vorliebe verehrt hatte, sondern der allgewaltige, alle Träume beendende Genius mit der gesenkten Fackel; er wird ihm als einem Freunde seines mohnbekränzten Bruders die Augen mit besonders sanfter Hand zugeedrückt haben, und wie es von dem Abbé d'Olivet vorausgesehen worden war, und wie es der Tote verdient hatte, „haben alle guten Menschen sein Andenken für immer unter ihren Schutz genommen.“



Herrenmensch

Roman von Fritz Anders (Max Mühlh)

8. Die Beichte



Als der Doktor den Abschiedsgruß gewinkt und nachdenklich beobachtet hatte, wie der Kahn im Nebel und aufdämmernden Mondschein verschwand, wandte er sich zum Dorfe zurück. Sein Weg führte an dem Künstlerheim Mopswende vorüber. Er fand es im Innern hell erleuchtet und vernahm in tiefen Baßtönen das alte schöne Lied „Und auf dem Mühlendam, da saß ein Mann mit Schwamm, ach der arme, arme, arme Mann.“ Er wußte, daß dieses Lied Schwechtings Fest- und Jubellied war, das er anzustimmen pflegte, wenn seine Seele einen besonders hohen Schwung nahm.

Grenzboten II 1905